

**FRAGMEX – Fragmentation & Exclusion.
Understanding & Overcoming the multiple Impacts of the
European Crisis**

Ein Streifzug durch die Bilderwelt deutscher Magazine

Deliverable 5b

**Konstantinos Maras
KWI-Essen**

Dezember 2015

Ein Streifzug durch die Bilderwelt deutscher Magazine

Wenn man davon ausgehen kann, dass jeder gesellschaftlichen Situationswahrnehmung, und der Perzeption einer Krisenrealität zumal, jene Typisierungsleistungen zugrunde liegen, mit deren Hilfe situationsdeutendes und handlungsleitendes Wissen teils abgerufen, teils generiert wird, dann ist es nicht minder berechtigt zu behaupten, dass zu diesen die Erfahrungsmannigfaltigkeit in wiedererkennbare Deutungsschemata überführenden Typisierungen von Akteursverständnissen und Handlungszuschreibungen konstitutiv gehören. Letztere wiederum setzen sich aus Überzeugungen und Hintergrundannahmen zusammen, die auf vorgängige Typisierungen



Abbildung 1
Der Spiegel, 21.03.2015

zurückgreifen, die geschichtliches Wissen tradieren, individuelle und kollektive Selbstwahrnehmungsmuster über längere Zeiträume hinweg stabilisieren und Orientierungshilfe zum gegenwärtigen Situationsverständnis leisten.

Dies gilt umso mehr für diejenigen Geschichtsbilder, in denen sich konstitutive Elemente gegenwartsbestimmender Selbst- und Fremdverständnisse sedimentiert haben – wie z. B. Kriegsbilder. Vor diesem Hintergrund ist es bestimmt keine Überraschung, dass die gesellschaftliche Erfahrungsverarbeitung der tiefgreifenden Auswirkungen der europäischen Finanz- und Staatsverschuldungskrise bestimmte im medialen Gedächtnis des Wissensvorrats abgespeicherte und das tradierte Selbstbild mitprägende Geschichtsbilder

abgerufen hat, um das Verständnis gegenwärtiger politischer Strategien und Handlungsrationitäten in einen geschichtlichen Kontext hineinstellen und dadurch der manchenorts festgestellten Unübersichtlichkeit komplizierter Ereignis- und Wirkungsverkettungen besser entgegenwirken zu können.

Nirgends hat sich die Deutungsorientierung tradierter Geschichtsbilder für gegenwärtige Zwecke prägnanter gezeigt, als in solchen krisenbestimmten Selbst- und Fremdwahrnehmungen, welche die Deutschland im Verlauf der Krisenbewältigung zugewachsene europäische Führungsrolle in ein geschichtliches Kontinuum mit der deutschen Besetzung Europas während des Zweiten Weltkrieges stellen [Abb. 1]¹. So lässt das Magazin „Der Spiegel“ die deutsche Bundeskanzlerin zu einer vor der Akropolis posierenden Runde von Wehrmachtsoffizieren gesellen. Was auf den ersten Blick als eine eindeutige Bildaussage anmutet, der zufolge dieses Gruppenbild mit Dame vor kultureuropäisch geschichtsträchtigen Hintergrund als Sinnbild dessen fungieren kann, dass die gegenwärtige politisch-wirtschaftliche Vormachtstellung Deutschlands diejenige vergangener militärischen Expansion- und Eroberungsfeldzüge fortsetzt, erweist sich jedoch bei näherem Betrachten als erklärungsbedürftig, und zwar in Hinblick darauf, dass dieser Bildkollage ein bemerkenswertes Spannungsverhältnis anhaftet. Vordergründig lässt sich zwar die Komposition als eine (kritisch-verfremdende) bildliche Wiedergabe dessen erkennen, dass die von der Bundesregierung erzielte Durchsetzung des mit rigorosen Austeritätsmaßnahmen einhergehenden Stabilisierungskurses von manchen Verwerfungen begleitet wurde, die sich seitdem in nationalistisch angehauchten Animositäten, gegenseitigen Schuldzuweisungen und kaum verhohlenen Feindseligkeiten manifestiert haben.

In dieser europäischen Krisenkonstellation bedurfte es erwartungsgemäß keiner besonderen Anstrengung der Einbildungskraft, um an der europapolitischen Führungsrolle Deutschlands eine gewisse Traditionslinie hegemonialen Übermachtstrebens erkennen zu wollen. Dieser Fremdwahrnehmung des deutschen Führungsanspruchs im europäischen Ausland trägt das Titelbild des „Spiegel“ insofern Rechnung, als der die Bildkollage beherrschende Schriftzug die überwiegend englischsprachige EU-Kommunikation („The German“) mit deutschem Wort kombiniert, welches im Gegenzug zu solchen Begriffen wie ‚superiority‘, ‚supremacy‘ und desgleichen den Vorzug zu haben scheint, das typisch ‚Deutsche‘ am Willen zur Dominanz erkennen bzw. hervorheben zu können. Es hat also den Anschein, dass das Bild eine mit dem Topos des geschichts- und erinnerungspolitisch beliebten Sprachbildes „Vergangenheit, die nicht vergehen will“ operierende Visualisierung dessen intendiert, wie der europäischen (und der griechischen!)² Fremdwahrnehmung des deutschen Durchsetzungswillens prägnantes Format verliehen werden kann.

¹ Hier eine Gruppe von Wehrmachtsoffizieren mit Generalfeldmarschall Walther von Brauchitsch (4. v. l.) vor der Akropolis im Mai 1941.

² Der Topos der nicht vergehen wollenden Vergangenheit bezieht sich im griechischen Fall auch auf die im Laufe der Verhandlungen zu einem neuen Hilfspaket wieder laut gewordenen Reparationsforderungen für die deutsche Besatzungszeit.

Nun, was zunächst den Anschein erweckt, dass sich dieser Spiegel-Cover als eine (selbstkritisch-distanzierte) mediale Widerspiegelung dessen verstanden wissen will, was in Bezug auf die europapolitische Krisenbewältigungsstrategie der Merkel-Regierung von nicht unerheblichen Teilen der europäischen und deutschen Öffentlichkeit als eine neue (und die alte fortsetzende) Form des deutschen „Sonderweges“ aufgefasst worden ist, wird sogleich durch die verfremdende, an die Fotomontagen der Pop Art erinnernde Collage konterkariert, die den grauen Uniformen der Wehrmachtsoffiziere eine bunt und farbenfroh gekleidete Kanzlerin gegenüberstellt – eine selig lächelnde zumal. Dementsprechend kontrastiert die ausgeschnittene und mit Klebestreifen eingefügte Figur der fröhlich-ausgelassenen Kanzlerin allzu offensichtlich mit der Herrenreiterpose der ihrer siegreichen Übermacht voll bewussten Männerriege um sie herum, als dass man hier mit gutem Grund von einer Traditionslinie übermächtigenden Beherrschungswillens sprechen kann. Somit haben wir es den Machern des Titelbildes zufolge mit einem bildlichen Spannungsverhältnis zu tun, das sich seiner offensichtlich konstruierten, auffallend plumpen Machart wegen geradezu spiegelbildlich zu dem verhält, wie die Kanzlerin in der südeuropäischen Presselandschaft mit Schnurrbärtchen dargestellt worden ist.

Wenn man also von einer verfremdenden und die mediale Polemik propagandistischer Feindbildungen ironisierenden Umkehrung populärer antideutschen Stereotypen ausgehen kann, dann soll man zugleich auch hinzufügen, dass das, was diese bildliche Aneignung als Umkehrung antreibt, das ist, was man als einen ironisch-anklagenden Überbietungsgestus bezeichnen kann: Indem sich das Cover-Bild das Motiv der mit NS-Vergleichen operierenden Feindbildung aus der europäischen Tagespresse aneignet und die deutsche Europapolitik in direkte Nachfolge nationalsozialistischer Eroberungs- und Unterwerfungsstrategien stellt, überbietet er den anklagenden Ton der antideutschen Stereotypen und führt dadurch zugleich diese Form medialer (und auflagenstarker) Produktion von Feindbildern ad absurdum.

Eine satirische Verfremdungsironie also, die dadurch verstärkt wird, dass die fröhlich gestimmte Kanzlerin auf den das obere Bilddrittel dominierenden schwarz-roten Schriftzug auf eine Weise hinaufzublicken scheint, die anscheinend eine bewundernde Genugtuung verrät, d. h. eben das, was der Blick der ‚Anderen‘ in das europapolitische Agieren der Bundesregierung manchenorts hineinzulesen pflegt. Gleichwohl sollte an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben, dass die ironisierende Überbietung mit einer Mehrdeutigkeit befrachtet ist, welche die bildliche Metakritik des Spiegel-Covers nicht außer Kraft setzen kann, denn was könnte eigentlich gegen eine Lesart des Bildes sprechen, die von der anti-deutsche Einstellungen befeuernden Annahme ausgehen würde, dass die gegenwärtige politisch-ökonomische Vormachtstellung Deutschlands nicht (mehr) der martialischen Übermacht bedarf, als sie genau so effektiv mit der sanftmütigen

Überzeugung einer finanzpolitische Sachzwänge respektierenden, die Währungsstabilität des europäischen Raumes mit harten, aber fairen Maßnahmen verteidigenden, und auf jeden Fall alternativen Politik daherkommen kann?

Darauf scheint auf jeden Fall ein Stern-Cover hinzuweisen, der die normative Kraft des Faktischen, d. h. die Machtverhältnisse in Europa neu ordnende („Machtkampf um den Euro“) und in Ermangelung eines europäisch-politischen EU-Kollektivsubjekts Regulation- und Steuerungskompetenzen an sich reißende deutsche Hegemonialpolitik, etwas zu anschaulich in Szene setzt [Abb. 2]. So wird eine lächelnde Kanzlerin auf dem muskulösen Bizeps eines



Abbildung 2
Der Stern, 10.11.2011

Mannes abgebildet, der ein T-Shirt mit den Farben der deutschen Fahne trägt. Diese die Muskel spielen lassende Machtdemonstration verlässt sich ganz auf die Überzeugungskraft der Verfügung über diejenigen Machtmittel, denen eine gewisse Problemlösungskapazität nicht abgesprochen werden kann: „zahlen“ – dafür aber „herrschen“. Damit dürfte der Kontext der auf einer strikten Konditionalität der zu gewährenden Hilfskredite basierenden Rettungspolitik umrissen sein. Zum diesem Kontext gehört auch zum einen die Tatsache, dass sich die wirtschaftspolitische Vormachtstellung Deutschlands in seiner die eingleisige Durchsetzung der Stabilitätspolitik überall in Europa auffordernden Diskursführerschaft widerspiegelt, und zum anderen der schwer bestreitbare Sachverhalt, dass der Stabilitätskurs als Beitrag zur Entwicklung einer Fiskalunion der Vormachtstellung Deutschlands bestimmt keinen Abbruch getan hat.

Kehren wir zum „Spiegel“ zurück. Nicht ganz so (ironisch gebrochene) triumphalistische Töne kennzeichnen ein anderes Spiegel-Titelbild, welches ebenfalls mit dem Motiv geschichtlicher Kontinuitäten aufwartet [Abb. 3]. Von Letzteren muss man in diesem Fall in der Mehrzahl sprechen, weil die Komposition sowohl Bezüge zur griechischen Antike als auch zur „Stunde-Null“ der unmittelbaren Nachkriegszeit herstellt. Das Bildarrangement trägt hier ein Überblendungseffekt, als das Motiv der antiken Säulenruinen mit den Trümmerlandschaften

der von den Bombardements der Alliierten zerstörten deutschen Städte zusammengezogen wird. Wenn man genauer hinsieht, stellt sich eine geschichtliche Kontinuität zunächst einmal räumlich her, und zwar dadurch, dass die das Bild durchziehende Diagonale von links hinten nach rechts vorne den Glanz der Antike in der Form der Akropolis über eine öde Landschaft hinweg mit den umgestürzten Säulenblöcken verbindet. Die Figur der Bundeskanzlerin hat wieder einen zentralen Stellenwert im Bildgefüge inne, diesmal hat sie allerdings eine Sitzposition eingenommen, als ob sie sich auf den antiken Trümmern fotografieren lassen will. Die andere Kontinuitätslinie, die

durch den Schriftzug verdeutlicht wird, ergibt sich aus der Überblendung der antiken Ruinen, die als bildliche Metonymie für die Schuttmassen der zerbombten Häuser fungieren.

Die Überblendungstechnik, die dieser Bildcollage zugrunde liegt, wirft jedoch eine Reihe von Fragen auf, denen man nachgehen soll. Fest steht zunächst, dass sich die motivische Antriebskraft des Bildes aus einem der Kernelemente des deutschen Kollektivgedächtnisses speist, nämlich die Aufräum- und Aufbauarbeiten der ersten Nachkriegszeit samt all den Kraftanstrengungen zu einem neuen Anfang. Wenn aber die Figur der Trümmerfrau in dieser Erinnerungskultur für einen die Zäsur der katastrophalen Niederlage im Krieg aufhebenden Wiederaufbauwillen steht, dann verkehrt sich hier diese Vergewisserung erfolgreich geleisteter Wiederaufbauarbeit gleichsam in ihr Gegenteil: Statt aufzuräumen, sitzt nun die Figur der Bundeskanzlerin als ‚Trümmerfrau‘ auf den Ruinen und allem Anschein nach lässt sie sich in Touristenmanner ablichten.

Diese spannungsvolle Ambivalenz zwischen vergewisserndem Vergangenheitsbezug und einer Gegenwartsdeutung, welche, schenkt man denn der allegorischen Zuschreibung ‚Trüm-



Abbildung 3
Der Spiegel, 04.07.2015



Abbildung 4
Der Spiegel, 20.06.2015

weisen soll – in der Tat, eine noch kompliziertere Gemengelage, bedenkt man zudem die Tatsache, dass die Bundeskanzlerin die Tragfähigkeit des Projekts Europa an der Währungsstabilität bemessen will. Dieser Sachverhalt entbehrt nicht einer gewissen Ironie, erweist sich ja ausgerechnet das Land, das gemeinhin als die ‚Wiege‘ Europas apostrophiert wird, als derjenige Problemfall, an dem die währungspolitische Vergemeinschaftung scheitern und damit der integrationspolitische Einigungsprozess zu einem schwer aufhebbaeren Stillstand kommen kann – eine Scheitern-Perspektive mithin, die von europa-historischer Tragweite sein könnte, ja einer Naturkatastrophe bzw. einem die Fundamente europäischen Selbstverständnisses erschütternden bzw. zum Einsturz bringenden Erdbeben gleichkäme, wie ein anderes „Spiegel“-Coverbild dieses Katastrophenszenario in einer atmosphärisch effektvollen und zugleich alarmistisch gestimmten Untergangsdarstellung in Szene setzt [Abb. 4].

Keine guten Zeichen für den europäischen Vergemeinschaftungsprozess also, wenn es nicht doch immerhin noch gewisse Freundschaftsbänder zwischen den europäischen Völkern gäbe, welche durch mannigfaltige Kommunikationskanäle ein gewisses Maß an europabezogenen Zusammengehörigkeitsüberzeugungen sicherstellen. Oder, so sollte man meinen, der Tatsache zum Trotz, dass die europäische Krisenbewältigungsstrategie ein Gefüge von spiegelbildlichen, mit ihren ‚Wir‘-gesteuerten Ab- und Ausgrenzungen sich gegenseitig verstärkenden stereotypisierenden Selbst- und Fremdwahrnehmungen hat entstehen lassen, welche allem Anschein

merfrau‘ Glauben, das Scheitern der währungsstabilisierenden Europapolitik der Kanzlerin vorwegnimmt, teilt sich dem ikonographischen Stellenwert der antiken Säulenblöcke insofern mit, als diese, seit je Sinnbild bleibender kultureller Leistungen und europäisch-erinnerungspolitisch maßgeblicher Referenzgrößen über alle Wechselfälle geschichtlichen Werdens hinweg, nun zu Ruinenzeichen einer fehlgeleiteten europäischen Finanz- und Währungspolitik umcodiert werden.

Diesem metaphorischen Einsatz kommt zudem erhöhte Evidenzkraft zu, als sich die politische Zukunftsfähigkeit der Merkel-Kanzlerschaft an einem erfolgversprechenden Krisenmanagement der griechischen Schuldenkrise er-

nach die Vorstellung enger rückender nationalen Öffentlichkeiten samt zunehmend an Dynamik gewinnenden Bildungsprozessen europäisch-kollektiver Bewusstseinsformen Lügen strafen. Was tun also, wenn man diesem Spannungsverhältnis bildlich-darstellungslogisch Rechnung tragen will?

Da seit jeher die Karikatur probate Mittel für einprägsame Konfigurationen stilisierter Selbst- und Fremdbilder liefert, verwundert es nicht, dass sich „Der Spiegel“ eine Woche nach dem Referendum (05.07.2015) auf die Erkundung der (fremd gewordenen bzw. vielleicht nie wirklich erkannten) griechischen Volksidentität begibt [Abb. 5], hat sich ja in der ersten Hälfte des Jahres das Land, dessen neue Syriza-Regierung alles über Bord zu werfen scheint, was nach vier Jahren mühsam implementierter Konsolidierungspolitik und hart erkämpfter Währungs-, Finanz- und Fiskalstabilitätsmaßnahmen erreicht worden ist – hat sich dieses Land also zum Untersuchungsobjekt journalistisch-investigativer Reportagearbeit und beliebten Gegenstand talkshow-formatiger Medialisierung von europapolitischen Debatten gemausert.

Merkwürdigerweise lässt sich aber dieser karikaturistischen (anmutenden) Überzeichnung deutsch-griechischer Weingeselligkeit, ausgelassener Tanzfreudigkeit und sonnenbeschiedenen

Frohsinns nicht viel von dem anmerken, wie es in dieser Zeit (Anfang bis Mitte Juli) um die deutsch-griechischen Beziehungen wirklich bestellt ist, als nämlich die Verhandlungssituation sowohl vom negativen Votum des griechischen Referendums als auch vom seitens des deutschen Finanzministers vorgestellten Plan eines zeitweiligen „Grexit“ überschattet und die Lage der europäischen Union als höchst angespannt betrachtet wird. Im Bild dagegen herrscht die Ferienstimmung einer touristischen Idylle, genau wie man es ja vom Urlaub in Griechenland gewohnt ist. „Unsere Griechen, wie wir sie kennen und schätzen“, (oder etwas Ähnliches),



Abbildung 5
Der Spiegel, 11.07.2015

sollte man bei einem flüchtigen Blick auf das Bild meinen, wenn es nicht doch bestimmte Merkwürdigkeiten zu beachten gäbe, die diesem Arrangement landesüblicher touristischer Klischees einen ambivalenten Ton verleihen. Beachtenswert ist zunächst die Tatsache, dass der Sirtaki nicht wie üblich in einer jener Tavernen getanz wird, die seit Jahrzehnten zum festen Bestandteil kollektiver Griechenlandperzeptionen gehören, sondern ausgerechnet am Rande einer Klippe – nimmt man zudem die unsichere Körperhaltung des deutschen Touristen wahr, dann schlägt die Feieratmosphäre in etwas Ominöses um, als der Verbrüderungstanz den Gast aus Deutschland mit in den Abgrund zu reißen droht.

Etwas von dieser Vorahnung zeichnet sich ja dann auch auf dem Gesicht des deutschen Touristen ab, der unsicheren Trittes seinen Lebensfreude ausstrahlenden und sorgenfrei das Hochgefühl des Augenblicks genießenden griechischen Tanzpartner misstrauisch bäugt und sein Geldbeutel an die Brust drückt. Statt tanzseliger Hochstimmung eine merkwürdig angespannte Situation also, die dann doch die gesamteuropäische Krisenlage jener Tage widerzuspiegeln scheint, wozu auch das in der Überschrift angelegte Spannungsverhältnis sicherlich beiträgt. Denn die Unmittelbarkeit derjenigen Vertraulichkeit, landläufige Perzeptionsmuster und tradierte Wissensüberzeugungen indizierenden Fremdwahrnehmung, die sich mit dem „Unsere Griechen“ ausdrücken lässt, wird zugleich destabilisiert durch die Mittelbarkeit bzw. Vermittlung, welche sich als Lernerfahrung und Fremdverstehen vollzieht und durch die Interpretationsleistung einer „Annäherung“ angezeigt wird – Annäherung an ein interpretationsbedürftiges, allem Anschein nach fremdgewordenes und nunmehr als „seltsam“ zu bezeichnendes Volk wohlgemerkt. Worin besteht nun aber der Interpretationsbedarf dieses Fremdgewordenseins?

Stützt man sich ausschließlich auf die Ikonographie des Covers, dann dürfte die Verfremdung eingespielter Wahrnehmungsmuster mit dem zusammenhängen, wie das Bild das fragwürdig gewordene deutsche Verhältnis zu „unseren Griechen“ akzentuiert, indem es auf eine ‚Seltsamkeit‘ letzterer abhebt. Diese verfremdende Zuschreibung wiederum schöpft sich aus der nunmehr zur Gewissheit geronnenen Vorahnung, dass sich die Faszinationskraft, welche die sich unbekümmert gebende Sinnesfreude des tanzenden, und mancher Ausschweifung gewiss nicht abgeneigten Griechen ausstrahlt, letzten Endes einer trügerischen Scheinwelt entspringt – und einer höchst gefährlichen dazu. Denn was auf den ersten Blick wie das Ausleben eines betäubenden Rausches anmutet, entpuppt sich als ein Tanz auf dem Vulkan, ein sorgloses Balancieren am Rande des Abgrunds, das die latente Präsenz des Absturzes zu genießen scheint. Kein geringer Grund also für den deutschen Gast, ängstlich-misstrauisch dreinzublicken, und für das Magazin „Der Spiegel“ die Leserschaft auf eine Erkundungsreise in die Gefilde der deutsch-griechischen Entfremdung zu schicken.

Diese hat ja zudem eine europapolitisch höchst bedenkliche, ja explosive Dimension angenommen, denn – wie das Bild durch einen impliziten Verweis auf die in zahlreichen Talkshows nicht besonders kontrovers geführte Griechenlanddebatte suggeriert – die volkscharakterliche Disposition bzw. Genußmentalität der Griechen, sich einer sorglosen und meistens kreditfinanzierten Daseinsfreude hinzugeben, die Stabilität des Währungsraums erschüttert, manche Verwerfungen in der europäischen Innenpolitik verursacht und zu ernstzunehmenden Sorgen ob der Fähigkeit des Landes, auf den ‚tugendhaften‘ Pfad einer beherrschten Fiskal- und Finanzpolitik zurückzufinden, Anlass gegeben hat.

Wenn man sich folglich in diesem Fall des Eindrucks nicht erwehren kann, dass die Bild-



Abbildung 6
Titanic, 12.07.2015

aussage als eine medienwirksame Bestätigung und Verstärkung populärer Stereotypisierungen aufgefasst werden muss, dann rückt die zugeschriebene „Seltsamkeit“ des griechischen Volkscharakters in jenen Bereich festverankerter und erfahrungsresistenter Fremdperzeptionen, in dem Analogiebildungen möglich und Stereotypenvergleiche einigermaßen unabweisbar sind. Einen solchen in metakritischer Absicht durchgeführten Nachweis der Austauschbarkeit stereotypisierender Zuschreibungen unternimmt das Satiremagazin „Titanic“ [Abb. 6], wobei das Spiegel-Cover als die Bild- bzw. Steilvorlage fungiert, an der eine satirische Überblendung vorgenommen wird. So

wird die Tanzszene von einem Stacheldraht umrahmt, der Titel zum „Unsere Juden“ umgeändert – die, wie der „Grieche“, der „nervt“ (Thomas Strobl), „immer wieder aufmucken“ – und die Figur des Griechen mit Kippa und langen Schläfenlocken versehen. Bezeichnenderweise ist der ängstlich behütete Geldbeutel des deutschen Touristen nunmehr in die Hände des jüdischen Mannes gewandert, der ihm dafür (und wohl aus religiösen Gründen) den Weingenuss überlassen hat.

Auf diese Weise wird das antisemitische Klischee des geldgierigen Juden mit einem anderen, d. h. des genussüchtigen, fremde Kredite bzw. Steuergelder verprassenden und die Stabilität des Euroraumes bedenkenlos auf Spiel setzenden Südländers, kurzgeschlossen, um damit zugleich (ironischerweise) den ressentimentgeladenen Vorwurf des Parasitentums wieder fröhlich Urständ feiern zu lassen. Unter diesem Licht betrachtet, kann man dann feststellen, dass die vom „Titanic“ satirisch inszenierte Bloßstellung des deutschen „Wir“, das sich sowohl von Juden als auch von Griechen bedroht fühlen darf bzw. vor ihnen beiden auf der Hut sein muss, einen Überbietungsschritt vollzieht, der sich jedoch von der überbietenden Ironie des „The German Übermacht“ [Abb. 1] in einem wesentlichen Punkt unterscheidet: Zielt diese auf eine Verfremdung ab, die durch ihre Machart (graue Offiziere, bunt gekleidete Frau) die Fragwürdigkeit der Kontinuitätsunterstellung in Bezug auf das deutsche Großmachtstreben herausstellen will, arbeitet diese mit einer Verdoppelung, welche die funktionale Äquivalenz der Stereotypenbildung bzw. die Austauschbarkeit klischeehafter Perzeptionsmuster in Szene setzt – mit einer Einschränkung jedoch: Während antisemitistische Stereotypen und Ressentiments letzten Endes auf die totale Negation des ‚Anderen‘ hinauslaufen, beschränken sich die im Zuge der Staatsverschuldungskrise virulent gewordenen anti-griechischen Klischees auf die ‚Seltsamkeit‘ einer nationalen Eigenart, deren Eignung für die Integrationsziele des gemeinsamen europäischen Wirtschafts- und Währungsraumes in Zweifel gezogen, wenn nicht gar rundheraus negativ bewertet worden ist.

Beides lässt sich in der Berichterstattung und Kommentierung der Griechenlandkrise seitens des Magazins „Focus“ beobachten, dessen Entscheidung, die griechische Aphrodite mit obszöner Geste medienwirksam auf dem Titelblatt zu platzieren, gewissermaßen zur Initialzündung für eine Reihe gegenseitiger Überbietungen an stereotypischen Feindbildungen in der deutschen und der griechischen Medienlandschaft wurde. Dem „Focus“ gebührt auch das unrühmliche Verdienst, das Arsenal der den Griechen zuge-



Abbildung 7

Der Focus, 11.07.2015

schriebenen habitualisierten Einstellungen um den Motivkomplex des ‚Tricksens‘ bereichert zu haben. Da das Magazin zudem keinen Hehl aus seiner kritischen Zurückweisung der Notwendigkeit der Hilfsprogramme für Griechenland bzw. seiner Favorisierung des ‚Grexit‘ gemacht hat, überrascht es nicht, dass es die in der ersten Hälfte des Jahres 2015 mühsam und zäh durchgeführten Verhandlungen mit einer kompromisslos ablehnenden Haltung begleitet. Dementsprechend und in jener staatstragenden Manier, welche die Griechenlandkommentare eines großen Teils der deutschen Printmedien in dieser Zeit kennzeichnet, fordert der „Focus“ Anfang Juli, nach dem griechischen Referendum, die Einstellung aller weiteren Kredithilfen [Abb. 7]. Die im Anweisungston vorgebrachte Forderung, die auch als Androhung aufgefasst werden kann, nimmt eine bilddominierende Stelle ein: Mit dicken, an das altgriechische Alphabet erinnernden Lettern prangt der Graffiti-Schriftzug an einer weißgestrichenen Mauer, in der wiederum ein Geldautomat eingelassen ist, auf dessen Display klar erkennbar ist, dass keine Geldauszahlungen mehr möglich sind. Links unten im Bild bekommt der Leser die Begründung für den Zahlungsstopp bzw. die Ablehnung der Fortsetzung der Hilfskredite nachgeliefert: Demnach stelle das Land eine Gefahr nicht nur für die Währungsunion, sondern für die ganze Welt dar! Da die Begründungsfähigkeit letzterer Behauptung von der Ikonographie des Titelbildes nicht ausgewiesen werden kann, muss man sich bildinterpretatorisch einem anderen Aspekt zuwenden, nämlich dem des Sinngehalts des Geldautomaten.

Wie bekannt, entscheidet sich die griechische Regierung am 29.06.2015 dazu, Kapitalverkehrskontrollen einzuführen, um das angeschlagene Bankensystem des Landes zu stabilisieren. Dementsprechend wird der Geldverkehr massiv eingeschränkt, viele Banken bleiben geschlossen und der Betrag, den die Bürger pro Tag von ihrem Konto abheben können, wird auf 60 € reduziert. Im Zuge dieser Maßnahmen bilden sich vor den Geldautomaten lange Schlangen von besorgten, verzweifelten und wütenden Bürgern, und diese Alltagszenen werden alsbald (europaweit) zum Sinnbild eines am Abgrund balancierenden Landes. Vor diesem Hintergrund kommt dem Geldautomaten-Motiv des „Focus“-Covers eine fragwürdige Bedeutungskonnotation zu, und zwar insofern, als die Tatsache, dass es keine Abhebung zulässt, als doppeldeutig zu bezeichnen ist: Zum einen könnte damit eine Überzeichnung der desolaten Finanzlage des Landes intendiert sein, eine einprägsame Verbildlichung des Zusammenbruchs des griechischen Bankensektors.

Dieser beinahe Bankenkollaps ließe sich – den meistens Medienkommentaren zufolge – als selbstverschuldetes Ergebnis der intransigenten griechischen Verhandlungsposition bewertet werden, welche die EZB ihrerseits zu einer äußerst restriktiven Liquiditätspolitik gezwungen habe. Zum anderen könnte man aber auch versucht sein, aus dem gesperrten Bankautomaten

den Vollzug des vom Graffiti geforderten bzw. angedrohten Zahlungs- bzw. Kreditverweigerung herauszulesen. Diese Lesart weist den Vorzug auf, dass sie die Fragwürdigkeit des Bildarrangements hervorbringen lässt: Während sich die Krisensituation auf der Ebene sowohl der Verhandlungen als auch der gelebten Wirklichkeit im Krisenland zuspitzt, schreibt sich das „Focus“-Magazin die Politikberatungskompetenz zu, den EU-Entscheidungsträgern die richtungsweisende Handlungsoption des erzwungenen Austritts aus der Eurozone nahezulegen.

Und dies anscheinend mit gutem Grund, denn zwei Wochen vor dieser bildmedialen Kundgebung unnachgie-

bigen Willens und ‚faule‘, d. h. die Fortsetzung der Hilfsprogramme ermöglichende, Kompromisse ablehnender Entschlossenheit wartet das Magazin mit einem die Kosten einer erneuten kreditfinanzierten Stabilisierungshilfe exakt beziffernden Bericht auf: Auf 87 Mill. summieren sich laut „Focus die Lasten eines neuen Hilfspaktes für die deutschen Steuerzahler – eine Summe, die kaum als zumutbar, und ebenso wenig als ordnungsgemäß bzw. gerechtfertigt gelten dürfte [Abb. 8]. Denn den das Titelblatt dominierenden Balkenlettern haftet etwas an, das als anklagender Gestus bzw. steckbriefliche Anprangerung aufgefasst werden kann, weist ja der Schriftzug auf eine im Bereich unrechtmäßiger Aneignung bzw. professionell durchgeführter Beraubung anzusiedelnde Aktion hin. Wenn der semantische Verweisungskontext, den der Bildtitel entstehen lässt, verschiedene Assoziationen, die vom „das-große-Ding-drehen“ bis zum „Bankraub-des-Jahrhunderts“ reichen, hervorrufen kann, dann dürfte dies als hinreichender Beleg dafür dienen, dass wir es hier – der „Focus“-Redaktion zufolge – mit einer von höchster politischer Entscheidungsebene angeleiteten und willkürlich vollzogenen Enteignung von Volksvermögen in der Form von steuerzahlerbelastenden finanziellen Transfers zu tun haben.

Falls diese zur Sorge Anlass gebende bzw. manche Alarmglocken läutende Situationsdeutung dem Betrachter des Titelblattes aus irgendeinem Grund entgehen sollte, beeilt sich die



Abbildung 8
Der Focus, 27.06.2015

Redaktion, der Titelseite eine bildliche Komponente hinzuzufügen, die für ausreichende Klarheit sorgen, der steigenden Ungeduld über die wenige Fortschritte aufweisende Kredit-Rettungsstrategie („Griechenland-Debakel“) kräftigen Ausdruck verleihen, ja die Volksempörung ob der Willkürlichkeit der Hilfsprogramme bekräftigen kann: So sieht man in der unteren rechten Ecke, wie sich eine Anzug und Krawatte tragende Figur, wohl eine Politikergestalt, lachenden Gesichtes und mit einem Sack voller Banknoten beladen, davonschleicht. Offensichtlich an manche Comic-Illustrationen gelungenen Bankraubs angelehnt, wozu auch die flatternden Banknoten gehören, suggeriert dieses Bildarrangement, dass die Milliardenkredite des Hilfsprogramms im Grunde genommen gestohlenen Geld sind. Kein Wunder also, dass der „Focus“ die „Euro-Lügen“ an den Pranger stellen, die hinter dem Rücken der steuerzahlenden Bevölkerung vor sich gehende und im großen Stil betriebene Zweckentfremdung volkseigener finanzieller Ressourcen denunzieren und den Verantwortlichen ins Gewissen reden will: „Keinen Cent mehr!“

Sollte dieser mahnenden Stimme kein Gehör gegeben werden, dann droht Ungemach – zumindest wenn man der Titelseite des Magazins „Der Stern“ Glauben schenken will [Abb. 9]. Dieses Cover kommt ohne (ironisierte) Geschichtskontinuitäten, erprobte Stereotypenbildungen, satirische Verfremdungen und dramatis personae mit hohem Wiedererkennbarkeitswert aus: Auf dem Hintergrund der Akropolis-Festung flattert lediglich eine zerrissene EU-Fahne im attischen Wind. Darunter prangt der ein „Endspiel“ ankündigende Titel, dem ein noch ominöserer Untertitel beigefügt ist: Obwohl im Bild selbst abwesend, sind die ‚Griechen‘ gewissermaßen allgegenwärtig, denn von ihnen geht die (generalisierte) Gefahr aus, dass sie „uns alle ins Chaos“ stürzen. Von Letzterem ist im Bild nicht viel zu vernehmen, denn im Gegensatz zum „Spiegel“ hat die Stern-Redaktion anscheinend der Versuchung widerstanden, das drohende Chaos in ein furchteinflößendes Untergangsszenario [Abb. 4] zu überführen.



Abbildung 9
Der Stern, 02.07.2015

Allem Anschein nach war dies dann auch nicht nötig, denn nach dem „Endspiel“, an dessen Ende möglicherweise die totale Unordnung steht, sorgt der zweite Teil des Untertitels für eine Art Deeskalation: Letzten Endes hat es – laut „Stern“ – der deutsche Bürger (und Europa) mit einem „Krimi“ zu tun, der ansonsten normalerweise nicht mit Chaos und Untergang zu enden pflegt, sondern mit Aufklärung und Bestrafung des Schuldigen. Dennoch wäre es zugegebenermaßen voreilig, den Ernst der hier bebilderten Lage auf die Ebene einer kniffligen Lösung des „Euro-Krimis“ herunterzuspielen, denn was auf dem Spiel steht, ist „unsere Zukunft“, die vom Ausgang eines „um Europa“ geführten Kampfes abhängt. Vom Kampf lässt sich wiederum insofern sprechen, als die semantische Extension des „Endspieles“, zu der z. B. Begriffe wie End- bzw. Schlusskampf und Finale gehören, eine gewisse ikonographische Entsprechung in der Bildkomposition zu haben scheint: Wenn die Festung im Hintergrund und die zerrissene Fahne im Bildvordergrund in einem Spannungsverhältnis zueinander stehen, dann käme es vielleicht nicht einer maßlosen Übertreibung gleich, diesem Verhältnis eine antagonistische Nuance, ja einen Kampfcharakter verleihen zu wollen: Die europäischen Kräfte sind zwar angeschlagen, worauf ja die zerrissene Fahne hindeutet, die Festung ist aber doch ‚einnehmbar‘ – was so viel bedeutet, als dass dann die von den ‚Griechen‘ ausgehende Gefahr gebannt, der „Euro-Krimi“ gelöst und „unsere Zukunft“ gesichert bzw. ein Stück weit sicherer wäre.

Warum hat man es aber zu einem solchen spannungsgeladenen Euro-Krimi bzw. einem die



Zukunft Europas entscheidenden Chaos-Finale überhaupt kommen lassen? Wäre es nicht ratsam gewesen, auf manche Stimmen zu hören, die in den ersten zwei Jahren der Griechenlandkrise auf die Unausweichlichkeit des Austritts des Landes aus der Währungsunion hingewiesen, ja sogar das Scheitern des Euro-Projekts plastisch beschrieben hatten? Dass man diese Stimmen nicht als marginale Erscheinungen in der deutschen Medienlandschaft abtun kann, hat einen einfachen Grund: sie stammen von einem meinungsführenden Magazin, dem „Spiegel“. Dass das Finale eins mit tödlichem Ausgang und

Abbildung 10
Der Spiegel, 14.05.2012

ruinengesäumten Katastropheneffekt sein würde, hätte man seit Mitte 2011 oder Frühjahr 2012 wissen können – falls man denn den entsprechenden Titelseiten des Magazins Glauben schenken wollte. Im Rückblick fällt einem zunächst die merkwürdige Tatsache auf, dass die (vom Magazin) an das Mittelmeerland ergehende Aufforderung, die Eurozone zu verlassen, zum unmissverständlichen Ausdruck gebracht wird [Abb. 10], nachdem der „Spiegel“ fast ein Jahr vorher die Währung selbst zu Grabe getragen hatte [Abb. 11] – ein(e) (Aufforderung zum) Austritt aus einem Währungsraum, der ja eigentlich schon längst für tot erklärt worden war. Will man sich von dieser kleinen Inkonsequenz nicht beirren und eine logische Sequenz obwalten lassen, kann man an eine genauere Betrachtung der Titelseiten herangehen.

„Akropolis Adieu!“ – so heißt die Verabschiedung Griechenlands aus der Eurozone, die das Magazin mit einer Krisenanalyse samt entsprechenden Krisenlösungsmaßnahmen zu begründen glaubt. Die Überblendungstechnik liegt auch hier der Bildkomposition zugrunde, als der antiken Ruinenlandschaft eine von einem Säulenkapitell heruntergefallene und zerbrochene Euro-Münze beigefügt ist. Dem Bild wohnt insofern eine Erklärungsbedürftigkeit inne, als es nicht unmittelbar einleuchtend sein dürfte, warum das ionische Kapitell ausgerechnet den Euro tragen muss, der bekanntermaßen im Verlauf der Krise häufig dafür kritisiert wurde, ein eher technokratisches und ohne die flankierende politische Integration zum Scheitern verurteiltes Projekt zu sein. Lässt man die Lesart, der zufolge die Währungsunion die Kulmination der europäischen Kulturtradition darstellen soll, zunächst einmal als weithergeholt bzw. über-

schwänglich beiseite, dann lassen sich nachvollziehbarerweise zwei (komplementäre) Auslegungsoptionen aufstellen: Entweder liegt der Komposition eine antizipatorische Stoßrichtung zugrunde, und zwar derart, dass hier das Ergebnis dessen dargestellt werden soll, was passieren wird, falls Griechenland nicht aus der Eurozone ausscheidet – alles liegt in Scherben bzw. Ruinen; oder aber handelt es sich um eine Bestandsaufnahme der aktuellen desolaten Lage der Währungsintegration, deren schlimmste Auswirkungen mit einem ‚Grexit‘ einigermaßen abgedefert werden könnten.



Abbildung 11
Der Spiegel, 20.06.2011

Wie dem auch sei, das chronologisch frühere Titelblatt des „Spiegel“ [Abb. 11] lässt keine Deutungsmöglichkeit offen: Die Trauerzeremonie ist im vollem Gange, der verstorbene Euro steht eingerahmt auf einem in eine griechische Fahne gehüllten Sarg. „Plötzlich und unerwartet“ soll die dahingeschiedene Währung das Irdische gesegnet haben, höchste Zeit also für einen Nachruf. Der hat sich wie bekannt als frühzeitig erwiesen – einer Erkenntnis, der „der Spiegel“ mit dem späteren Titelbild Rechnung hat tragen müssen. Aber wer weiß? Es gilt zwar manchmal, dass Totgesagte länger leben, genauso möglich ist es aber auch, dass diesem Nachruf doch etwas Prophetisches innewohnen könnte.